

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 25. Januar 1917

Erntezeit.

Von W. B.

Der Rittersgutsbesitzer Oldenslett ging an diesem stillen Feiertagabend mit seiner sanften, grauhaarigen Gattin durch den Segen der reifenden Kornfelder. Auf dem schmalen Städtchen festgetretenen Pflanzweges, das zwischen dem noch grünlichgelben Hafer lag, schritt er ihr voraus. Und sein Herz wurde weit und fröhlich im Anblick dieses Reichthums. Er blieb stehen und wandte sich zu der, welche ihm geduldig und schweigend auch auf diesem Wege folgte.

Die gebräunte Rechte hob den Knotenstock und wies mit ihm gradeaus. „Siehst du, das war der kälteste und schlechteste Ader, als ich vor dreißig Jahren Rammbock übernahm,“ sagte er dabei. „Erinnert dich noch? ... der Dorfseiler wollte nicht mal einen Ader Pacht für den Morgen geben. Und wie steht jetzt der Roggen auf ihm? ... Wäre es nach die gegangen, hätte ich nicht bis zu Ende ausgehalten. Aber ... siehst du, Frau, einmal muß die Ernte kommen, und ich möchte meinen, daß sie um so herrlicher wird, je länger man darum kämpfen muß.“

Frau Oldenslett seufzte tief und schmerzlich auf. „Wir wissen doch aber beide, Wilhelm, daß in unserm Leben einmal die Ernte dennoch ausgefallen ist.“ In das strenge Gesicht des Gutsheeren mischte die Erinnerung ein paar harte Falten. „Du denkst an unsern Sohn, Anna?“ Die Frau nickte müde.

„Tag und Nacht denke ich an ihn! Und geräubele mir die Sinne, wie das alles nur möglich gewesen ist.“ Er zuckte die Achseln.

„Sehr einfach! — Wir haben ihn als einziges Kind allzusehr vertriebt.“

„Nein, Wilhelm, das war es nicht.“ „Nun, so erkläre es mir anders.“ „Er hatte niemals Lust zum Landwirt, Wilhelm. — Sein Sinnen und Wünschen ging danach, Offizier zu werden. Hättest du ihm dies nur erlaubt ...“

„Unfinn! — Ich wollte mich aber nicht umsonst hier abgemüht haben. — Mein Sohn sollte ernten, was ich erarbeitete. — Und bei seinem Leichtsinne wäre es bei jenem Beruf vielleicht „och härter geworden.“ „Denke doch daran, welche ein vorzüglicher Soldat er gewesen ist.“

„Das freilich stimmt! So ein Jährling aber besagt, daß nichts. Sobald er dann aus der soldatischen Zucht herauskam, beging er doch Torheit über Torheit. — Hast wohl ganz vergessen, daß ich einmal 2000 Mark — das andere Mal das Dreifache für Spielschulden, von ihm — dem damals kaum Zwanzigjährigen — gemacht, bezahlen mußte.“

„Nichts habe ich vergessen! — Er hat ja auch reichlich dafür büßen müssen. Es ist ihm bitter schwer geworden, daß er das dritte Mal so weit von der Heimat weg mußte.“ „Ganz recht. Dies war auch damit bezweckt. — Hätte ich mit dem Mittel wirklich einen Mißgriff getan, nun — — — der ist reichlich gebüßt.“

„Freilich habe ich nicht erlaubt, daß er mir eine Zeile schreiben durfte — habe es auch durchgesehen, daß du fest bleibst... aber... als nun der Krieg ausbrach, da habe ich doch mehr und härter daran getreten, daß ich keinen Sohn dem Vaterlande fehlen durfte, als du es auch nur ahnst.“

„Denn er ist wohl von seiner Farm nicht mehr zurückgekommen. — Sonst hätte es sein müssen, daß jetzt eine Zeile zu uns von ihm gekommen wäre.“

„Du weißt doch, Vater, daß er neben allem Leidtun einen harten Kopf besaß.“

„Soll das heißen, daß du immer noch hoffst, er stünde vielleicht doch draußen und mache den Versuch, sich zu rehabilitieren?“ Ihre Augen schlossen sich leicht, als schaute sie plötzlich in ein Meer voll lobender Sonne.

„Ich hab's gehofft, Wilhelm, aber jetzt freilich hoffe ich es nicht mehr. Es währte zu lange. Nur das eine weiß ich, wenn er auch nicht mehr herüberkommen dürfte — wenn er überhaupt noch unter den Lebenden weilt, dann leidet er unfähige Qualen, und keine Strafe für seinen jugendlichen Frehtritt ist härter und grausamer als diese.“

„Nun sind wir ja wieder bei dem alten, traurigen Gesprächsgegenstand angelangt.“

Sie nickte.

„Es drückt uns ja doch beide beinahe zur Boden, Wilhelm. Weshalb sollen wir also nicht darüber sprechen. Ich möchte dir auch heute sagen, daß ich mich als Schuldige bekenne, wenn Fehler bei seiner Erziehung gemacht sind. — Lange habe ich es nicht vor mir zugeben wollen. Aber jetzt sehe ich in allem viel klarer. Ich beschönigte zuweilen kleine Schwächen bei ihm vor dir. Das hätte ich nicht tun dürfen.“

Auf der hohen, gebräunten Stirn des Mannes begann langsam heller Schweiß zu perlen. Es rührte ihn unsagbar, daß die stille, geduldige Frau sich nun auch noch vor ihm — freiwillig — als Mutter demütigte. Und alles, was noch hart und bitter gegen den Einzigen hatte sein und bleiben wollen, wurde an diesem stillen Abend weich und zart.

Er ergriff die Hand der treuen Lebensgefährtin und drückte sie fest in der seinen.

„Wir wollen jetzt nicht miteinander rechten, Anna,“ meinte er dann still. — „Wir tragen zu gleichen Teilen die Schuld, daß alles so gekommen ist. — Ich nicht minder als du. Was du zu weich und nachgiebig warst, bin ich zu hart gewesen. Dadurch, daß ich ihm unfauldische kleine Lebensfreuden unterband, nahm ich ihm das Vertrauen und erzog ihn zur Unaufrichtigkeit. Das mußte sich dann später rächen.“

Leise und schwermütig rauschte der reife Roggen der Sichel entgegen. Die Hände der beiden alten Leute trennten sich wieder. Aber zwei Seelen gingen gemeinsam auf dem großen sanften Weg der Elternliebe dahin.

Dunkel und sternlos war die heiße Sommernacht. Im Westen baute sich eine schwarze, hohe Mauer vor dem silbergrauen Wolkenrand empor.

In dem kühlen, geräumigen Schlafzimmer der Oldensletts brannte das kleine, sparsame Oellämpchen, obwohl es schon nach Mitternacht war. Sie konnten beide keinen Schlaf finden. — Frau Oldenslett hatte ein vergilbtes Buch in den Händen und zeigte es dem Gatten. Es barg die ersten schlichten Aufzeichnungen in Form eines Tagebuches, von ihrem Einzug in den kleinen Garten, hieß es ... Und darunter war — breit und voll bis zur Spitze — eine gelbe, verblühte Aehre aufgelegt.

Und die Frau neigte den Kopf tief auf die Brust und weinte still vor sich hin. „Diese Aehre habe ich mir unzählige Male angesehen, Wilhelm,“ sagte sie nldlich, „und immer wieder, wenn ich das Buch zufühle, gemeint, der Vater im Himmel müsse auch dem Erntereichen noch eine Aehre in seinen Lebensgarten stellen! ... Es war aber doch wohl irrig.“

Der Rittersgutsbesitzer aber dachte daran, daß der Sohn ja nicht heimkehren konnte, weil er ihm ja gesagt, daß er die Hände auf ihn hegte, wenn er erscheine, ehe er sich rehabilitiert habe. Dies konnte er der Gattin, die immer noch leise schluchzte, doch aber nicht sagen.

Gegen 1 Uhr schlug Nimrod, der Neufundländer, plötzlich zornig an. Gleich darauf rüttelte eine feste Hand an dem verschlossenen Tor, das unter den Fenstern dieses Schlafzimmers lag. Es war der Briefträger aus dem Dorf, der dort stand und Einlaß begehrte.

„Ein Telegramm,“ rief er, als Herr Oldenslett den Kopf hinausstreckte und nach seinem Begehre fragte.

Ein Telegramm ... Nun, ja, das war auf einem so großen Gute doch weiter nicht Seltsames! — Antworten wurden immer erwartet. Jetzt zum Beispiel hatte Herr Oldenslett gerade bei der Landwirthschaftskammer um gute Arbeiterinnen angefragt ... Und dennoch zitterten sie beide, ehe sie es geöffnet hatten.

Und dann war es geschehen. Die scharfen Augen des Gutsheeren starrten darauf nieder. Dann stieß er einen sonderbaren Laut aus und setzte sich ... Das Blatt klatterte zu Boden, denn seine Hände deckten die Augen, weil er sich der Tränen schämte.

Die schmalen, zitternden Frauenhände aber griffen es auf, und nun las es auch die Mutter. — Für hervorragende Leistungen ward Ihrem Sohn sowohl das Eisenerz 2. wie auch 1. Klasse verliehen.

von Valdenflett, Oberst und Regimentskommandeur des ... Infanterieregiments.“

„Nur Oldenslett hatte also doch noch herüberkommen und mitlämpfen können! — Sie sprachen kein Wort zusammen. Nur ihre Hände lagen fest ineinander, und ihre Knie beugten sich, um dem zu danken, der nun doch noch in den Lebensgarten des Sohnes die Aehre echter deutscher Mannbarkeit und Ehre gesetzt und hatte aufgehen lassen.“

Die Joppe.

Von Ernst Brezgang.

Wenn Peter Wulle sich des Morgens von seinem Lager erhoben hatte, das er Bett nannte — es war nur ein buntes Gemengel von Lumpen und Strohkissen —, wenn er hineingestiegen war in die Hofen, die aus lauter Fäden zusammengesetzt schienen, dann nahm er topfsüttelnd die Joppe von der Lehne des dreibeinigen Stuhles und hielt sie prüfend gegen das Licht, das matt und farblos durch das kleine Fenster in seinen Lumpenteller fiel.

Die Joppe erschien ihm dann wie ein Sieb, dessen Geflecht schadhaft geworden ist; an einigen Stellen hielt das Gewebe noch zusammen, aber diese Stellen waren Inseln in einem leichten Gewir von Rissen, fadenförmigen Komplexen und Löchern. Ueber den Rücken zog sich ein langer diagonaler Spalt, den Peter Wulle mittels Fadnadel und Bindfaden wieder zum Zusammenhalt zu bringen versuchte hatte. Bei jedem Stich war dann wieder ein neues kleines Loch entstanden — und alle diese Löcher erweiterten sich nun bei jeder nicht ganz vorsichtigen Körperbewegung. Morgen früh morgen nahm Peter die Fadnadel zur Hand, aber er sah die Zeit kommen, wo die Joppe aller Dünsterei müde werden und es ihm nicht mehr gelingen würde, sie auf dem Körper festzuhalten.

Zunächst verzogte er noch nicht. Er baute auf seinen Stern, der ihn bisher stets aus allen derartigen Verlegenheiten geführt hatte. Als Sammler von Lumpen, alten Kleidern, Hüten, Stiefeln, Papier, Glascherben, Eisen und dergleichen Dingen kam Peter Tag für Tag in viele Häuser. Er gab ein paar Pfennige dafür, stellte alles in einen großen Sack und lud diesen auf seinen kleinen Hundebwagen, mit dem er straßauf, straßab zog, verachtet von den honnetten Leuten, die ihre Kleider beim Handwerker bestellten und gleich bar mit Goldstücken bezahlten — oder auch nicht.

Peter Wulle fand in seinen Einkäufen immer das, was er brauchte und noch viel mehr. Und wenn er so einen Anzug pfundweise berechnete, kostete er ihn mitunter nicht mehr als zwanzig Pfennige. So hoffte er auch jetzt wieder, eine Joppe in seinen Säcken zu finden.

Aber diesmal schien es doch, als sollte seine zuversichtliche Erwartung getäuscht werden. Drei Wochen schon, Abend für Abend, untersuchte er mit peinlichster Genauigkeit die Einkäufe des Tages. Er fürderste fünf Westen in diversen Farben zutage und zog drei Paar gut erhaltene Hofen aus den Säcken, aber es kam weder ein Rock noch eine Joppe, noch ein Paletot, der das Wams hätte ersetzen können zum Vorschein.

Peter Wulle fing an, verstimmelt zu werden, trotzdem er für gewöhnlich sehr zur Fröhlichkeit neigte und auf einsamen Wegen wie eine Lerche sang, die erhaben ist über allen Schmutz und Plunder dieser Welt. Denn er war unabhängig und hielt die Achtung der honnetten Leute nicht für unbedingt erforderlich zu einem stillvergünstigten Dasein.

Aber das hinderte nicht, daß Peter Wulle augenblicklich sehr dringend einen neuen Joppe bedurfte. Und dieses Bedürfnis nahm immer gebietendere Formen an: neuerdings war auch der rechte Ärmel von oben bis unten geplagt und an dem linken kündete sich ein ähnliches Ereignis an.

Eines Tages, als Peter mit seinem Hundebwagen von einem Dorf in die Stadt hereingezogen kam, entdeckte er auf einem frischgeernteten Acker, das zu einer naheliegenden Villa gehörte, eine Vogelscheuche. Er hielt sein Gefährt an und betrachtete sie mit Staunen und Bewunderung. Was dort auf einem in die Erde gesteckten Strohbusch, war eine wunderschöne, mit Schnüren verzierte Joppe.

„n Standal!“ murmelte Peter, „n Standal, das als Fraß für Weter und Weter hinzubringen!“

Kopfsüttelnd machte er sich auf den Weg nach Hause ...

Aber er konnte die Joppe nicht ver-

gessen und grübelte unaufhörlich darüber. Während er Kaffee aus seiner alten, hantelosen Tasse trank und ein Stück schwarzes Schmalzbrod dazu laute, überlegte er, ob es wohl möglich sei, sich auf ehrliche Weise in den Besitz des Wamses zu setzen. Er zählte sein Geld und kam zu dem Schluß, daß er höchstensfalls fünfzig Pfennig dafür opfern könne. Aber vielleicht hatte sie Schanden, die er vorher nicht bemerkt hatte?

Peter Wulle wollte und mußte das erfahren.

Dann ging er in der Dämmerung noch einmal hinaus, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, schlich auf den Ader und untersuchte die Joppe. „n Prachtstück einfach! n Prachtstück!“

Nur in der Farbe war sie etwas verhaspelt, sonst aber ohne Tadel.

Peter Wulle ging auf die Straße, überlegte reichlich, sah noch zehnmal zurück zur Joppe und begab sich dann entschlossen an das eiserne Sittort der Villa. Aber gerade als er die Klingel ziehen wollte, fiel ihm ein, daß hier ja der pensionierte Oberförster wohnte, der ihn einmal mit erhobenem Stod und dem verächtlichsten Schimpfwort zum Hause hinausgejagt hatte.

Peter zog die ausgestreckte Hand zurück und murmelte einen Fluch. Nein, da hinein ging er nicht. Dem hochnasigen Keel wollte er sein schönes Geld nicht opfern. Außerdem: wer garantierte ihm diesmal für einen besseren Empfang als damals? Sich schlagen lassen womöglich?

Peter Wulle gab sich einen Ruck und marschierte mit trotzig erhobenem Haupte zurück in die Stadt, in seinen Lumpenteller.

Und wieder begann er zu grübeln. Eine Joppe mußte er haben. Nun ja, mancher hätte die Vogelscheuche einfach ausgezogen, und es war am Ende nichts dabei. Denn schließlich kann eine Vogelscheuche eher Wind und Wetter vertragen als ein Mensch. Aber stehen wollte er nicht, hatte es noch nie getan. Trotzdem es gerade diesem verdammten Grobian nicht schaden könnte. Nein, wahrhaftig nicht! Peter Wulle wühlte sich immer mehr in seinen Ärgern hinein. Und dann lachte er plötzlich laut auf, weil er an das wütende Gesicht dachte, das der Oberförster machen würde, wenn er statt seiner schönen Joppe Peter Wulles zerlumpte Joppe entdeckte.

Peter blies die Lampe aus und stieg auf die Straße. Dann schlich er sich im Dunkel der Häuserreihen entlang bis hinaus vor das Tor, versicherte sich, daß ihn niemand sah, ging geduckt auf das Ackerfeld, holte die Joppe herunter und hing seine Joppe dafür auf den Strauch.

Gleich darauf war er wieder auf dem Rückwege und hatte das neue Kleidungsstück auf dem Körper. Ihm wurde warm und behaglich zumute und leise vor sich hinfingend ging er nach Hause.

Acht Tage später nahm ihn die Polizei auf der Straße fest. Der Oberförster hatte Anzeige erstattet und ein genaues Signalment der Vogelscheuche gegeben. Man beförderte Peter Wulle mit ein paar gelegentlichen Genickstößen auf die Wache, zog ihm die Joppe aus, verhörete ihn, der nicht leugnete, und entließ ihn mit einem gepfefferten Hinweis auf die gerichtliche Abhandlung.

Nun stand Peter Wulle bleich und verwirrt auf dem Marktplatz. Ohne Joppe, mit zerfissener Weste und der bunten, gestickten Hofe. Er stand da, drehte noch den zerbeulten Hut in den Händen und suchte das Gefasene zu fassen.

Es gelang ihm nicht. — Peter triegte, vierzehn Tage Gefängnis, weil, wie im Urteil ausgeführt wurde, „dieser Diebstahl von einem besonderen Raffinement zeugt.“

Die Leute, die Peter Wulle früher konnten, sagen nun, seit jener Zeit habe er ganz andere Augen als früher, sie seien böse und drohend geworden. Deshalb verschließen ihm immer mehr Menschen die Tür. Nun stiehlt Peter Wulle wie ein Rabe.

— Das Schrecken sind — „Lieber Onkel, knalle einmal!“ „Was fällt Dir ein?“ „Ach ja, knalle nur — Papa hat ja gesagt, daß Du ein Knallproß bist!“

— Schlau angefaßt. — Pantoffelbed (als der Verehrer der Tochter anwesend ist, zur Frau): „Geh, Alte, gib mir den Hauschlüssel in recht lieber Weisheit vor dem Verehrer unserer Verta, ... mach ihm Lust zum Heitaten!“

Menschen.

Von Walter von Molo.

Roman Meshnow, der Arzt, steht neben dem gewählten Bett seiner verstorbenen Frau und horcht. Mit schweren Schwingen umkrallt ihn die Einsamkeit. Durch die Fenster des Zimmers sieht der gerötete Nachthimmel, auf dem der Widerschein der Feuer auf den Friedhöfen wandert. Mit einem tiefen Seufzer fällt der Mann in einen Sessel und starrt die weißen Waken an, denen seine Frau im Todesstampf die Form ihres Leibes gegeben hat.

Das Geräusch im Nebenzimmer wiederholt sich. Er tastet im Dunkeln zur Tür und öffnet sie.

„Wer ist da?“

„Als Antwort hört er schweres Atmen und das feine Ticken einer Uhr, die sonst nicht in seinen Zimmern ist.“

„Wer ist da?“ fragt er wieder und greift nach rückwärts zur Revolvertasche. „Wer die Rot der Seuche müßt, ist vogelfrei nach dem Gesetz!“

„Wachen Sie nicht!“ Ein Druck auf den Taster, und der Schein der elektrischen Schreibmaschine springt hell in das Dunkel.

Eine schwarzgekleidete Dame steht vor ihm. Sie messen sich mit den Blicken. Der gebrochene Mensch nimmt die Maske vor, die er als der gefuchteste Arzt des Wasilj-Straßensystems zu tragen hat. Die Dame vor ihm ist jung und schön.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie mit beschlagener Stimme, die Tür stand offen; ich traf niemanden in der ganzen Wohnung.“

„Meine Leute sind davongelaufen, als meine Frau krank wurde.“ — Roman Meshnow tritt ein paar Schritte zurück. „Sie starb an der Epidemie,“ sagt er bedeutend, „ich gebe keinem ärztlichen Rat, der die Gefahr der Ansteckung fürchtet!“

Sie lächelt. „Ich weiß, daß Ihre Frau an der Cholera starb — darum bin ich hier.“

Roman Meshnow zeigte auf einen der Joutenils, auch er setzt sich. Von der Gasse kommt der Klang der schweren Tritte der Leidenträger herauf.

„Ich war nachmittags auf den Friedhöfen,“ sagt sie, „die Särge schickten zu hunderten übereinandergeschichtet wie Stindervielzeug in der Haut des Lebens. Die Leichengänge lagern auf freiem Feld, singen geistlich Lieder, trinken Schnaps und weinen!“

Unter den Fenstern gellen Rufe und schrille Schreie. Eine Scheibe splittert in Scherben, Steine fallen mit dumpfem Prall auf die Teppiche.

„Man gibt uns Ärzten Schuld an der Seuche. Das arme Volk schlägt den Ärzten die Fenster ein.“ Nelles Pferdegetrappel klingt von der Straße.

„Das sind die Mosaken,“ sagt sie. „Nun weiß ich, wo ich Sie gesehen habe, gnädige Frau.“

„Wo?“

„In der Manege des Leibgarde-regiments; schwer im Frühjahr bei der Feier für die Gefallenen!“

Sie schlägt die Hände vor's Gesicht und schluchzt in bitterer Seelenqual: „Mein Mann war der erste Tote in Fort-Arthur.“

Roman Meshnows Rechte tastet nach der Weinenden Arm. Er freudelt ihre schlanken Finger. Er weiß keinen anderen Trost.

Durch das gebrochene Fenster trieb ein kalter Hauch; es ist die Stimpflust aus dem Nebenzimmer, dessen Wasser seit Tagen die Hungerkette zeigt mit der Inschritt: „Weine, Bräuderchen, wenn Du mich siehst!“

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen Weh bereite, aber die Liebe der Menschen ist gleich, wenn auch ein jeder nur dem Wert der eigenen glaubt. Wie Sie liebten, liebe ich und mein Mann, lieben Tausende und Millionen auf dieser Welt.“

Roman Meshnow knirschte mit den Zähnen; die Ohnmacht des Arztes vereint sich in ihm mit der Ohnmacht des Menschen. Warum? Warum starb sein Weib? Warum quält ihn die Fremde?

„Im Anfang ist es zu tragen. Da hat man die Trauer, die eine Fortsetzung der Liebe vorkauft; aber denn kommt die große Stille um uns, das schreckliche Glück des Vergessens; man sieht den Toten nicht mehr vor sich, man muß sich mühen, den Klang der treuen Stimme in sich wachzurufen. Die brutale Welt neben uns geht weiter und gibt uns Wünsche und Hoffnungen, die wir nicht haben wollen, weil wir glauben, dem Toten Treue schuldig zu sein. Doch der Tote ist ein bleichender Knochenhaufen, der nichts weiß von unserer sehnächtigen Liebe, die heißer brennt, je länger sie allein ist.“

Auf den bleichen Wangen der schönen Frau glüht rote Flecke. Sie hat die Hände verkrampft und starrt in den Schlaf.

„Was ist ein schneller Tod? Ein Glück! Das größte Glück auf Erden! Und das „Glück“, leben zu bleiben, ist das schwerste Los. Es ist bitter, daß der Mensch ohne den andern nicht leben kann, daß die Frau unnütz ist, die nicht liebt.“

„Und der Mann?“

„Der Mann kann den Tod suchen in seinem Beruf. Er kann sich über seine Freiheit beklagen.“

Roman Meshnow nickt vor sich hin: „Sie haben recht, Saicha Krylow; es ist ein großes Glück, daß ich Arzt bin; da kann ich den Tod am leichtesten finden.“

Saicha gräbt die Finger ihrer Hand in seinen Arm: „Und mich nehmen Sie mit! Ich will die Kranken pflegen!“

„Der Gedanke, ein Samariter zu sein, ist schön, aber die Ausführung ist schwer und das Ende ist fäblich. Die Choleraaraden sind übervoll; es sind wenig Verzte, und die Ansteckung ist groß.“

Da fällt das Weib vor ihm auf die Knie. Sie hebt die gefalteten Hände auf zu ihm und stöhnt in tiefer Todesangst:

„Nimm mich mit, Roman Meshnow! Ein Arzt muß gut sein; er muß Schmerzen lindern und barmherzig sein. Allein kann ich nicht weiter leben; ich sehe meinen Mann nicht mehr. Gehen wir zu zweien! Drüben warten zwei Menschen, die auch einsam sind. Du mußt mich, Roman Meshnow, in Deine Arme nehmen und hinüber führen, hinüber über die paar elenden Tage Leben, die wir noch leiden müssen. Roman Meshnow, nimm mich mit! Nimm mich mit!“

Sie umklängt ihn und preßt den tränennassen Kopf in seinen Schoß. Ihr zuckender, verlassener Körper bettelt um Wärme und Halt. Er legt den Arm um sie und freudelt ihren Scheitel. Sie zittert an allen Gliedern; ihre Finger suchen seinem Nack entlang.

„Du bist gut, wie mein Mann.“

Der gemütliche General.

General Hans Herzog war Waffenschef der Schweizer Artillerie. In Thun war er so populär, daß man heute noch vom „Ranonenhans“, wie die Thuner ihn nannten, sprechen hört. Aber nicht nur diesen Uebernamen hatten die guten Thuner ihm angehängt, nein, er war auch unter dem Namen „Regenmoli“ bekannt. Man nannte ihn so, weil es fast jedesmal regnete, wenn sich Hans Herzog in Thun zeigte. Einmal nun, es war an einem wirklich schönen Sommertag, nahm der General in Thun Truppeninspektion ab. Nach der Inspektion sprach er bei den Offizieren den Wunsch aus, man möchte doch im Militärgarten am Abend eine Zusammenkunft der Offiziere und Soldaten inszenieren, wobei die Musik nicht fehlen dürfe; dies geschah. Die Mannschaft sah freudig freudig beifammen bei Bier und Wein, ein Gratsstrunk, den Herzog gependete hatte, und die Musik spielte einen Marsch um den anderen. Ueber Erwarten blieb das Wetter schön.

Nach 10 Uhr kam Hans Herzog selbst noch geritten, begab sich mitten unter die Soldaten und hielt folgende kurze Ansprache: „I bi z Thun und z Wätter isch schön, i verlange vo däm Manne, daß sie mir i Zukunft nimmte „Regemoli“ sage.“

Roman Meshnow nickt auf. Er preßt die zitternden Fäuste über die schmerzenden Augen; sie spricht weiter:

Roman Meshnow nickt auf. Er preßt die zitternden Fäuste über die schmerzenden Augen; sie spricht weiter:

Roman Meshnow nickt auf. Er preßt die zitternden Fäuste über die schmerzenden Augen; sie spricht weiter: